

Josef Winkler

Rede vom 1. Juni 2010 im Akademietheater

DIE REALITÄT SO SAGEN, ALS OB SIE TROTZDEM NICHT WÄR

„In den Bekenntnissen der Schriftsteller müsste viel eher der Wunsch sein, ganz aufrichtig die Wahrheit zu sagen, als *sich in seiner Wahrheit zu suhlen*. Schreiben, nicht um sich zu zeigen, sondern um sich nicht zu verbergen, was überhaupt nicht dasselbe ist. Ich stelle mich nicht zur Schau. Ich ziehe vorbei, und wer will sieht mich.“

Julien Green, *Tagebücher*

1. DIE GESCHICHTE VOM WIDERHALL DER KATHOLISCHEN LITANEIEN IM AUSTAPEZIERTEN TABERNAKEL, DEN VERGOLDETEN HOHLEN ENGELN UND VOM ZERSTÜCKELTEN UND AUFGEHEIZTEN HOCHALTAR

Es gab in diesem, im Winter tiefverschneiten, kreuzförmig gebauten Kärntner Dorf Kamering, in dem ich geboren wurde und aufgewachsen bin und das im Jahre 1987 an einem windigen Spätsommertag nach der eingebrachten Heuernte von auf einer Tennbrücke zündelnden Kindern zur Gänze eingeäschert und danach wieder kreuzförmig aufgebaut worden war, keine Romane zu lesen, keine Kinderbücher, keine Bibel, nur Gebetsbücher mit Litaneien. Das Gebetsbuch meiner gläubigen Großmutter väterlicherseits mit dem reliefartig eingepressten, vergoldeten Kreuz auf dem harten schwarzen Umschlagdeckel, einen „Trostreichen Himmelsschlüssel zum Gebrauche im Jammerthale des Lebens, und zum Nutzen an der Pforte der Ewigkeit. Ein katholisches Gebetsbuch für Christen aller Stände“, habe ich aufbewahrt und immer wieder in meinen Büchern daraus zitiert: „Ich eile zur Wunde und fliege hinein, du wirst mir ein Schirmer, ein Tröster mir sein.“ Ein Schirmer und Tröster war damals der Engel, von dem uns der Pfarrer im Religionsunterricht erzählte, dass ein Engel über jedes Kind und über jeden Erwachsenen ein Buch führe und alle guten und schlechten Taten, auch Fantasien, Träume und Gedanken aufzeichne und festhalte, bis zur Todesstunde, bis es soweit ist und der Engel, der Buchhalter unseres Lebens, die Entscheidung trifft, ob wir in den Himmel oder in die Hölle kommen, der Engel, der mir Nacht für Nacht an der mit Efeu bewachsenen Friedhofsmauer im zweiten Gemüsegarten meiner Mutter die Spitze des Kirchturms mit der Totenglocke in meine Kinderbrust drückte mit den Worten: „*Alsdann mach das heilige Kreuzzeichen gegen die Wolken und sprich: O mein Jesus! Wasche ab mit dem Blute deines heiligen rechten Fußes alle meine bösen sündhaften Werke...*“, so dass ich mit dem Rücken an die mit Efeu bewachsene Friedhofsmauer gedrängt wurde, mich widerstrebend mit ausgestreckten Händen an den Dolden der schwarzen traubenartig herunterhängenden Holunderfrüchte festhielt, wobei

mir der nach Schweiß und Blut riechende Engel den rauhen Kirchturm mit dem Kreuz an der Spitze noch tiefer in die Brust und ins Herz drückte mit den Worten: *„O mein Jesus! Wasche ab mit dem Blute deines heiligen Fußes alle Sünden meiner Hartherzigkeit und Zweifelhaftigkeit, womit ich gegen dein Wort so kalt und dagegen den Anfechtungen und Einflüsterungen des bösen Feindes nur allzu oft so zugänglich gewesen bin.“* Während ich mit dem Rücken an der Friedhofsmauer zwischen hochgewachsenem Maggikraut und Petersilie stand, trieb mir der übermächtige, mit seinen violett-rosa farbigen Flügeln schlagende Engel den Kirchturm tief und tiefer in die Brust, schließlich durchs Herz, bis die Kirchturmspitze mit dem blutbeschmierten Kreuz neben meiner Wirbelsäule durch den Rücken stach, bis ich angenagelt war an die efeubewachsene Friedhofsmauer zu seinen Worten: *„O mein Jesus! Wasche ab mit dem kostbaren Blute deines barmherzigsten Herzens alle Missetaten, die mein Herz jemals mit bösen Begierden oder durch kleinmütiges Misstrauen auf deine Barmherzigkeit begangen hat...“*, so dass mich, Morgen für Morgen, schwarzbeschmiert mit den Früchten des reifen Holunders zwischen Maggikraut und Petersilie, meine Mutter auffas und wir, wenn sie unter dem großen Schutzengelbild an meinem Bett saß, gemeinsam dankbar das Morgengebet sprachen: „O Gott, du hast in dieser Nacht so väterlich für mich gewacht. Ich lob und preise dich dafür und dank für alles Gute dir. Bewahre mich auch diesen Tag vor Sünde, Tod und jeder Plag, und was ich denke, red und tu, das segne, bester Vater, du!“

Einige Zeit später war ich meinem Schirmer und Tröster hinter die Schliche gekommen. Ich fuhr wieder einmal mit dem Pfarrer Franz Reintaler in Begleitung seiner Köchin, der Maria Köhldorfer, der Pfarrermarie, wie sie von den Dorfleuten genannt wurde, in seinem ständig nach Benzin riechenden weißen Volkswagen, die rotweißen, mit Spitzenwerk versehenen Ministrantenkleider auf meinem Schoß, nach Stockenboi, in seine Pfarrfiliale, ging nach dem feierlichen Gottesdienst, als der Pfarrer im schwarzen Beichtstuhl mit dem violetten Vorhang auf reumütige Sünder wartete, hinter den Hauptaltar und sah, dass die großen, vergoldeten Engel hohl waren, keine Eingeweide, kein Herz und kein Hirn hatten, dass dieser mich ständig kontrollierende Engel also, so dachte ich, vom Benzingeruch berauscht, als wir wieder im weißen Volkswagen des Pfarrers in mein Heimatdorf zurückfuhren, dass der hohle Engel ohne Herz und ohne Hirn gar kein Buch über meine guten und schlechten Taten, Gedanken und Träume schreiben könne. Bald danach überkam mich abends vor dem Einschlafen unter dem Schutzengelbild der Zwang, immer wieder vor mich hinzumurmeln: „Jesus, du Schwein! Jesus, du Schwein! Jesus, du Schwein!“ Als sich im selben Atemzug Angst und Schuldgefühle mischten und wieder der Gedanke an Selbstmord aufkam, ich mich an der Bettwäsche festhalten musste, denn ich war drauf und dran aus dem Zimmer zu laufen, über den Balkon und am besten gleich in die Jauchegrube hineinzuspringen und also in der Hölle, wohin ich gehörte, zu verschwinden, flüsterte ich weinend und winselnd und am ganzen Körper zitternd in das Kopfpolster hinein: „Jesus, du bist kein Schwein! Jesus, du bist kein Schwein! Jesus, du bist kein Schwein! Bitte entschuldige! Jesus, bitte entschuldige!“, bis wiederum nach der überschlafenen Nacht am nächsten Morgen die nach gekochten Erdäpfeln riechende Mutter, von der Stallarbeit ins Kinderzimmer kommend, das getrocknete Maggikraut und die Petersilie zu Füßen meines Bettes wegräumte, und hinter dem Rücken der sich zu Boden beugenden Mutter bereits wieder, als undurchdringliches Gespenst und als Schatten in der zerbrochenen Milchglasscheibe meiner kindlichen Seele, der Engel stand mit dem Wiederhall seiner Worte aus der vergangenen Nacht, die dann in lautlosen Intervallen bis zum nächsten Finsterwerden und zum Abendgebet zu hören waren,

das Mutter und ich gemeinsam unter dem Schutzengelbild sprachen: „Bevor ich mich zur Ruh begeb, zu dir, o Gott, mein Herz ich heb und sage Dank für jede Gabe, die ich von dir empfangen habe. Und hab ich heut beleidigt dich, verzeih mir, Gott, ich bitte dich. Dann schließlich ich froh die Augen zu, es wacht mein Engel, wenn ich ruh.“ Später schrieb ich: „'Beten ist ganz gewöhnlicher Wahnsinn', sagt Tolstoi. Schreiben ist ganz gewöhnlicher Wahnsinn. du brauchst ja nur statt roter Tinte Menschenblut in die Füllfeder zu füllen und *Jesus Faktor Negativ* schreiben. Noch zu meiner Zeit als Ministrant ließ der Pfarrer Franz Reinthaler in der Pfarrkirche von Stockboi den antiquarisch wertlosen Altar abtragen und durch einen neuen ersetzen. Der abgebrochene Altar wurde in den am Friedhof angrenzenden Pfarrhof gebracht, vom Pfarrer in der Holzhütte zerstückelt und die Heiligenfiguren zum Beheizen der Kachelöfen verwendet. Seither, sagte Jahrzehnte später, die Kirchendienerin von Stockenboi zu mir, als ich wieder einmal einen Schauplatz meiner Kindheit aufsuchte, habe ich den Pfarrer Franz Reinthaler nicht mehr mögen. Wie kann er nur einen Altar aufheizen!

2. DIE GESCHICHTE VOM KREBS AUF MEINER LINKEN WANGE, VON DER RATTENPEST IM KELLERLOCH UND VOM GLÜCKLICHEN PRINZEN IM HOCHGEBIRGE

Als Acht- oder Neunjähriger fragte ich einmal meine in der Küche Brot knetende Mutter – die Söhne des Lehrers zeigten mir ihre Bücher, die sie zuvor bekommen hatten -, ob ich mir auch ein Buch kaufen könne. „Für Bücher haben wir kein Geld!“ war die knappe, ungewöhnlich schnelle und kommentarlose Antwort von ihr, die kein einziges Buch in ihrem Leben gelesen hatte. Ich drehte mich entsetzt und traurig vom großen, hölzernen Teigtrog weg, in dem sie mit ihren Fäusten den von der Milch, die sie dazu goß, glitschigen, quietschenden Brotteil langsam und schwerfällig knetete, verließ die Küche und spürte, dass mir Bauernsohn im Gegensatz zu den Söhnen des Lehrers der Zugang zu einer anderen Welt verschlossen bleiben sollte. Kurze Zeit später gab uns der Lehrer den Auftrag Lose vom sogenannten „Buchclub der Jugend“ im Dorf zu verkaufen und stellte uns dafür als Geschenk ein Buch von diesem Buchclub in Aussicht. Ich nahm ein ganzes Bündel Los, ging damit nicht nur im Dorf von Haus zu Haus, ging auch in der Umgebung in die Bergdörfer und verkaufte von meinen Schulfreunden die allermeisten Lose. Im Klassenraum der Volksschule, vor einem Büchertisch stehend, durfte ich mir als erster eines der ausgelegten Bücher aussuchen. Ich entschied mich für das Märchenbuch „Der glückliche Prinz“ von Oscar Wilde, das ich nach Hause tragen konnte, meiner Mutter zeigte und auf meinen Nachttisch legte. Wöchentlich bekam ich vom Pfarrer Franz Reinthaler Geld für meine Ministrantendienste – jeden Sonntag hielten wir uns nach dem Gottesdienst länger in der keinen, muffigen Sakristei auf, in der auch die drei Glockenstricke bis zum Boden pendelten, traten ungeduldig hin und her, bis der Pfarrer zu grinsen begann und in seine weite, klimpernde Hosentasche griff -, ich trug die wöchentlichen Kirchenblätter von Haus zu Haus, ging damit bis in die Bergdörfer hinauf und wurde dafür von der Pfarrermarie entlohnt, zu einer Zeit, als die Karl-May-Filme mit Pierre Brice und Lex Barker in der österreichischen Provinz anliefen, und mit dem verdienten Geld konnte ich Karl-May-Bücher kaufen. An einem verschneiten Heiligenabend schob mir die Pfarrermarie nach der mitternächtlichen Christmette vor dem eisernen Friedhofstor die in Weihnachtspapier eingepackten Bücher „Im Sudan“ und „Durch die Wüste“ zwischen Oberarm und Brustkorb mit den Worten:

„Stecks schnell weg!“, wohl auch aus Dank dafür, dass ich mit ihr im Spätsommer durch die Wälder streifte und vor allem die vom Pfarrer geliebten Herrnpilze nach Hause brachten. Wenn am selben Tag die Heuernte bevorstand, wir auf die Felder gehen sollten, sagte ich, ohne auch nur den Vater davon zu informieren, triumphierend zur Mutter: „Wir gehen wieder Pilze sammeln!“ Jährlich einmal fuhren wir im Herbst in Spittal an der Drau mit der Gondel aufs Goldeck und sammelten für den Pfarrer, den „Brusttee“, wie sie ihn nannte, die Graupen.

Meine Großeltern mütterlicherseits hatten im Zweiten Weltkrieg drei Söhne im jugendlichen Alter verloren, der eine war 18, der andere 20, der dritte 22 Jahre alt. Als die Briefträgerin meinem vor dem Gemüsegarten stehenden Großvater einen Brief mit der Nachricht vom Tod des dritten Sohnes Adam überbrachte, soll er mit zitternden Beinen, den Brief in der Hand, vor dem rostigen Drahtgeflecht des Gartens gestanden haben und langsam mit der Todesnachricht in die Knie gegangen sein. Den Tod dieses Bruders überbrachte meiner jugendlichen, gerade von der Haushaltsschule kommenden Mutter, ebenfalls vor diesem Gemüsegarten, ihre hagere, kleinwüchsige Großmutter mit den Worten: „Der Adam kommt auch heim, aber anders!“ Mit einem Heuleiterwagen, auf dem der mit Fichtenästen abgedeckte Sarg, wurde der in Jugoslawien gefallene Adam an einem regnerischen Tag von seinem die Pferdezügel haltenden Bruder über den matschigen Feldweg von Villach nach Kaming gefahren. Die beiden anderen Brüder starben in Russland und wurden von ihren Kameraden auf den Schlachtfeldern begraben. Nach dem Tod der drei Söhne war die Familie vollkommen verstummt, es war ein stilles, wortloses Haus geworden, die Familie hatte die Sprache verloren, und meine Großmutter mütterlicherseits starb im Alter von 60 Jahren an gebrochenem Herzen. Meine Taufpatin, die Ragatschnig Tresl, ging mit mir dreijährigen Kind über die breite Stiege des Bauernhauses hinauf, hob mich im Aufbahrungszimmer über den mit Immergrün geschmückten Sarg, hob das Bahrtuch in die Höhe und zeigte mir das Totenanzicht meiner Großmutter mit den Worten: „Schau Sepp, schau!“ Bis zu diesem Augenblick kann ich mich bildlich zurückerinnern. Obwohl ich als Kind im großelterlichen Bauernhaus über ein Jahrzehnt lang fast täglich aus- und eingegangen bin, kann ich mich nur an ein einziges, mich als Kind tief beeindruckendes Wort meines Großvaters erinnern, der einmal einen Vertreter abwimmelte und „Auf Nimmerwiedersehen!“ zu ihm sagte, als dieser im breiten Hausflur erfolglos kehrtmachte und die Türschwelle überschritt. Meine Schwester konnte ihn einmal an seinem Geburtstag zum Lachen bringen, als sie einen Scherzartikel in den Kaffee warf, ein Stück Zucker, das sich langsam auflöste und, als der Großvater die Tasse heben, zum Mund führen wollte, eine kleine schwarze Plastikspinne freigab, die er an der Oberfläche des braunen Kaffees schwimmen sah, vielleicht war es auch eine schwarze Plastikfliege, ich weiß es nicht mehr genau, aber von Schwarzen Spinnen wird noch die Rede sein.

In einem kleinen Zimmer dieses großelterlichen Bauernhofes mütterlicherseits, in dem in einer Schreibkanzlei die eingerahmten Brustbilder der drei Soldaten an der Wand hingen, mietete sich die neuzugezogene Lehrerin Waltraud Stocksreiter ein, die in der achtklassigen Dorfvolksschule die Unterstufe zu unterrichten hatte. Ich besuchte sie täglich, und sie half mir dann und wann bei meinen Hausaufgaben in der Handelsschule, besonders in Buchhaltung und Kaufmännisch Rechnen. Aus ihrem selbstgebastelten Bücherregal zog ich eines Tages ein gelbes Taschenbuch, von dessen Buchdeckel ich, damals fünfzehnjährig, buchstabierte: „Albert Camus. Die Pest“. Noch in ihrer Kammer, beim ersten Hineinlesen ins

Buch, entdeckte ich die mir aus meinem Elternhaus wohlbekannten Ratten. Die junge Lehrerin riet mir ab und sagte, dass ich den philosophischen Gehalt dieses Buches nicht verstehen würde. Aber ich durfte es nach meinem Drängen mit nach Hause nehmen und las im Bett unter dem Heiligenbild, auf dem ein Engel ein Kind über die Brücke führte: „Ich hoffe, es ist nicht das Fieber, von dem alle sprechen“, sagte der Arzt Rieux. „Und er hob die Bettdecke und das Hemd an und betrachtete schweigend die roten Flecken auf dem Unterleib und den Schenkeln, die Schwellung der Lymphknoten. Die Mutter schaute zwischen die Beine ihrer Tochter und schrie, ohne sich beherrschen zu können. Jeden Abend heulten Mütter so, mit abstraktem Angesicht von Unterleibern, die sich mit all ihren Todesmalen darboten, jeden Abend klammerten sich Arme an Rieux, überstürzten sich sinnlose Worte, Versprechungen und Tränen...“ Tatsächlich hatte ich als Kind eine kleine Lymphknotenoperation. Der vom anderen Ufer der Drau mit seinem weißen Volkswagen kommende Hausarzt, der mit dem Pfarrer Franz Reinthaler befreundet war und bei jedem Krankenbesuch in Kaming im Pfarrhof Station machte, hatte mir im Kinderzimmer unter dem Schutzengelbild und unter Narkose mit einem Skalpell in der linken Oberschenkelgegend eine schmerzende Geschwulst aufgeschnitten, erinnerte ich mich dunkel, in der Pest von Camus, weiterlesend, die Narbe war deutlich zu sehen. Vor der Operation war ich wochenlang die damals noch unasphaltierte Dorfstraße hinunter gehumpelt, zum täglichen Volksschulunterricht.

In der ersten Klasse der Handelsschule musste ich als „Redeübung“, wie es genannt wurde, im Deutschunterricht „Die schwarze Spinne“ von Jeremias Gotthelf vorbereiten. Zu dieser Zeit plagte mich mehrmals im Jahr ein fiebriger, eitriger Ausschlag auf meiner linken Wange, über den die Pfarrermarie zu meinem Schrecken einmal sagte: „Das ist der Krebs!“ Ich wusste nicht, was das ist, Krebs und Pest, geschweige denn, dass ich zwischen beiden unterscheiden konnte, und bekam eine diffuse Ahnung von dem Tod, stellte mir dann und wann nach dieser Schreckensdiagnose einen gepanzerten Flusskrebs mit den hervorstehenden Augen, Beinpaare mit großen Schweren und lange, zitternde Antennen vor, einen Krebs aus unseren Flußauen vielleicht, der mit seinem rippigen Schwanzfächer auf meine linke Wange schlägt, jedenfalls war ich stigmatisiert, wie Christine in der Schwarzen Spinne von Jeremias Gotthelf, die einen Pakt mit dem Teufel eingegangen war, dem sie ein ungetauftes Kind abzuliefern hatte, und die vom grünen Teufel mit spitzem Mund auf die Wange geküsst wurde, der von hübschen Weibern, wie es heißt, keine Unterschrift brauche, nur einen Kuß verlange. Jeden Abend, wenn es still wurde und nur mehr der Vater und ich alleine in der Küche saßen, er hinter dem Tisch, die Zeitungsflügel des Kärntner Bauern ausgebreitet, ich auf dem Kupferdeckel des Wasserbehälters auf dem noch warmen Sparherd sitzend und Die Pest von Camus lesend, und die anderen, die Geschwister, Mutter, Knecht und die taubstumme Magd längst schlafen gegangen waren, kamen die schwarzen Ratten mit ihren spitzen Schnauzen und gespalteten Oberlippen vom Dachboden, hopsten über die Dachbodenstiege, am Kinderzimmer mit dem Schutzengelbild vorbei, schleiften ihren langen haarlosen, mit Schuppenringen versehenen Schwanz um die Ecke, den Hausflur entlang, und trippelten in den Keller hinunter zu den Erdäpfeln. Die Küchentür stand einen Spalt offen, wir hörten sie auf dem Steinboden. Ein Blick des Einverständnisses genügte, der Vater legte seine von seinem Erzeuger geerbten Augengläser auf die Bauernzeitung, ich legte das gelbe Taschenbuch der Pest von Camus auf den warmen versilberten Herdrand. Mit dem sich vergrößernden Brand auf meiner Wange, dem schwarzen sich mehr und mehr ausdehnenden Punkt auf dem eitrigen Höcker,

aus dem zwei glänzende und giftige Augen aufblitzten, von dem sich lange, hauchdünne Beine streckten, Haare hervorsprossen, mit der giftigen Kreuzspinne auf meiner linken Wange, ging ich mit dem Vater, jeder einen Knüppel in der Hand, vorsichtig über die Kellerstiege, und gemeinsam drückten wir die laut quietschende Ratte, die versuchte, am angenagten, untersten Rand der Kellertür zu den keimenden Erdäpfeln einzudringen, an die Mauer, bis die Augen der Ratte aus dem spitzen Rattenschädel hervorquollen, ihre Nagezähne knirschend zerbrachen, Blut auf die weißgekalkte Wand spritzte und wir uns bei anlachten, der Vater und ich, bis der eitrige Brand auf meiner Wange und der Höcker mit den glänzenden und giftigen Augen platzte und unzählige, kleine, schwarze Spinnchen über meine Wange und über mein Kinn liefen, die zerquetschte Ratte an der Kellertür keinen Muckser mehr machte und der Vater und ich einander am liebsten das erste Mal in unserem Leben umarmt hätten, der Teufel mit dem Belzebub und die Pest mit dem Krebs ausgetrieben war. Am nächsten Morgen, bei Tageslicht, trug ich die Trophäe an der mit einem Blatt der Bauernzeitung umwickelten Schwanzspitze - weit standen die schwarzen, glanzlosen Augen aus dem zerquetschten Schädel mit dem verschobenen Unterkiefer - über die Kellerstiege in den Hof hinaus und warf sie auf den Misthaufen.

3. DIE GESCHICHTE VON MEINEM NAMEN AUF DEM VERFLUCHTEN PARTEZETTEL, AUF DEM VERMALEDEITEN GRABSTEIN UND DIE GESCHICHTE VON DER SCHWARZEN NYLONTRAUERSCHLEIFE AUF MEINEM ROCKÄRMEL

Zu dieser Zeit trug ich bereits seit anderthalb Jahrzehnten den Namen meines Großvaters väterlicherseits, der meinen zwei Jahre jüngeren Bruder immer wieder auf seinen Schoß genommen, mich hingegen nur grob angefasst, mich abgelehnt hatte, da ich bereits als Kind rebellisch war und dem sich mein Vater vollkommen unterworfen hatte, denn erst, als der Vater bereits 30 Jahre alt war, hatte er aufgehört seinen Erzeuger zu siezen, der Alte hatte ihm nach drei gemeinsamen Lebensjahrzehnten das Du-Wort angeboten. Als Zwanzigjähriger, der schwer auf dem elterlichen Hof arbeiten musste, hatte er einmal aus der Speisekammer einen Mangel Speck und ein dickes Stück Brot genommen, das er aus Angst vor seinem Vater unter seinem Bett verschlang. Später einmal - es war längst eine Reihe von Büchern von mir erschienen - erzählte mir die Mutter, daß mich mein Vater, als ich ein Kind war, niemals auf seinen Schoß genommen hatte, vor dem Tod meines Großvaters nicht, als ich acht Jahre alt war, und auch nicht nach dem Tod des Patriarchen. Immer, wenn ich damals im Schulbuch den Erlkönig von Goethe las, begann ich, an meinen eigenen Vater denkend, bitterlich zu weinen, besonders bei der Schlußstrophe: „Erreicht den Hof mit Mühe und Not; / In seinen Armen das Kind war tot.“ Ich war immer der erste Tote, und mir blieb nur, dann und wann in seiner Schmutzwäsche die ersehnte Zärtlichkeit zu suchen.

Als mein Großvater Josef Winkler, vulgo Enz, im Jahre 1952 meinen damals vierzig Jahre alten und zukünftigen Vater den Hof vererbte, fuhren sie mit einem Pferdegespann gemeinsam vom Kaming in den Nachbarort Paternion zu einem Notar, um einen schriftlichen Übergabevertrag zu erstellen. Als dann dieser Vertrag unterschrieben wurde - genaugenommen am 8. September 1952 - war ich ein drei Monate alter Fötus, der in der Eihaut seiner Mutter die Augen aufschlug, als er spürte, daß eine Bischofsmütze aus seiner noch weichen Kopfschwarte zu wachsen begann. Mein Großvater, der ein Pferdeliebhaber war - mit seinem eigenen Urin glänzte er den Pferderücken - war auch der erste, der ein,

wenn auch ein unrentables Elektrizitätswerk in Kaming aufgebaut, das ihm das ganze Vermögen gekostet hatte, sicherte sich bei der Erstellung dieses Hofübergabes in alle Himmelsrichtungen ab, selbst an die weiße Emailschüssel dachte er, die abends vor dem Schlafgehen unter den Bett hervorgezogen und wieder hineingeschoben wurde. Acht Jahre nach der Unterzeichnung dieses Übergabevertrages, in dem misstrauisch und penibel jeder ihm und seiner Ehegattin rechtmäßig zur Verfügung stehender täglicher Liter Frischmilch, monatlich 1 Kilogramm Butter, jährlich 50 Stück Eier, ein gemästetes Schwein „im Mindestgewicht von 100kg, lieferbar in der kalten Jahreszeit“, ärztliche Hilfe und Pflege, Kleidung, Beheizung, Reinigung und Instandhaltung des Zimmer, selbst die „Kopfbedeckung“, mehrere Hüte also, herausgenommen wurde, starb mein Großvater Josef Winkler. Es war gegen sechs Uhr morgens, meine Schwester und meine drei Brüder waren bereits wach, aber noch nicht aufgestanden, wir lärmten, neckten uns und lachten, als mein Vater mit geröteten Augen in unsere gemeinsame, muffig riechende Schlafkammer eintrat und sagte: „Seids leise, da Opa is gestorbn!“ Augenblicklich begann die Schwester zu weinen, und wir stimmten nacheinander in ihrem Trauergesang ein, kleideten uns an und gingen an der Sterbezimmertür, deren Angel in unseren wässrigen Augenwinkeln stecken blieb, vorbei über die sechzehnstufige Stiege hinunter, wuschen uns mit kaltem Wasser in der Sauküche, frühstückten wortlos, keiner sah dabei dem anderen ins Gesicht, stierten mit tränenden Augen in den Milchkaffe, tauchten den fetten Krapfen ein, Malzkaffeetropfen rannten über das Doppelkinn. Die Schwester zündete eine Kerzen an, ging laut vorbetend den engen Hausflur entlang, über die sechzehnstufige Stiege. Wir folgten im Gänsemarsch, der Größe nach. Sie klopfte an die Sterbezimmertür, hob ihren Kopf, horchte und öffnete zögerlich. Der Geruch von brennenden Wachskerzen, Moder- und Leichengeruch schlug uns entgegen. Meine dicke, zahnlose Großmutter Theresia Winkler, geborene Jesenitschnig, mit dem dünnen schlohweißen Haar, legte immer wieder ihre rechte Hand auf die kalten, zum christlichen Gebet gefalteten Hände ihres verstorbenen Mannes und rief: „Vota! Vota!“ Heiße Wachstropfen fielen auf die schmalen, weißen Hände der zu Füßen des Leichnams stehenden und am ganzen Leib zitternden dreizehnjährigen Schwester. Auf dem Nachttisch, neben einer dicken gläsernen Phiole mit Schlaftabletten, stand eine mit Weihwasser gefüllte Milchschaale. Wir tauchten nacheinander den daneben liegenden Fichtenzweig ins Weihwasser und bespritzten von Kopf bis Fuß - Weihwassertropfen blieben in seinem Bart hängen - den bereits auf den Bettdecken liegenden, angekleideten Leichnam des Großvaters, schlugen auf Stirn, Mund und Brust ein Kreuzzeichen und beteten mit bedrückter und gebrochener, kaum hörbarer Stimme gemeinsam im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes das Vaterunser.

Drei Tage und drei Nächte lang wurde der Großvater im Parterre des Hauses, gegenüber der Küche, in der Bauernstube, aufgebahrt. Immer wieder, tagsüber und abends kamen die Leute zum sogenannten „Wachen“, sie brachten Bohnenkaffee, Malzkaffee und Würfelzucker, schüttelten auch meine Kinderhand und sagten: „Mein Beileid!“, ohne daran zu denken, daß ich nun seit acht Jahren den Namen meines verfluchten Großvaters zu tragen und nun, da er brach im schwarzlackierten Holzsarg lag, auch noch den Namen eines geliebten Toten übernommen und weiterhin zu tragen hatte, denn alle Toten sind lieb. Die Wände der Bauernstube, in deren Mitte, der mit Blumen geschmückte Sarg des Großvaters auf einem Katafalk stand, wurde vom Bestatter Stimniker mit schwarzen Tüchern abgedeckt. Manchmal, wenn es ganz still im Totenhaus wurde, keine Trauergäste oder Freudengäste an der Türschwelle des Aufbahrungszimmer standen und die laut und litaneienhaft betenden

und zwischendurch immer wieder aufkreischenden schwarzgekleideten Klageweiber beim Szegediner Gulasch mit Semmeln, bei Bier und Wein saßen, ging ich in das nach menschlicher Verwesung, frischen und welkenden Blumen, Gladiolen und Rosen, riechenden Zimmer, an dem die Tür ausgehängt worden war und betrachte lange die bläulichen Fingerspitzen des toten Patriarchen, der mir zeitlebens, acht Jahre lang, nur Angst eingeflößt hatte, seinen weißen Oberlippenbart, der weitergewachsen sein musste, denn am Kinn, das meine Tante, die Ragatschnig Tresl, die Tochter des Toten und seine leibhaftige Totenwäscherin, mit einem klumpigen, beigefarbenen Philipps-Rasierapparat gestutzt hatte, waren Bartstoppeln zu sehen, die mir am Vortag nicht aufgefallen waren. Zu Füßen des Toten, vor dem Sarg, auf einem Nachttisch, der mit einem schwarzen Tuch, auf dem ein großes silbernes Kreuz aufgedruckt war, stand ein Holzrahmen mit einem schwarzumrandeten Partezettel mit dem Namen des Toten: Josef Winkler. Vor dieser Todesanzeige, die zu meiner Beschämung auch mit einem Reißnagel an die Haustür geheftet wurde - ich hätte mich tagsüber am liebsten mit dem Rücken zur Haustür gestellt -, stand ebenfalls aus dem Bestattungsfundus vom Stimniker ein kleines, mit einem Stehsockel versehenes, von zwei brennenden Kerzen flankiertes Kruzifix. Über dem offenen Sarg lag ein grober, schwarzer, durchsichtiger Nylonschleier, der über den unteren Teil der bienenwabenartigen Sargkiste fiel. Ich schob den schwarzen, an der Fensterwand der Bauernstube angebrachten Vorhang zur Seite und betrachte lange die unlackierte, mit glatt gehobelten Holzästen versehene Innenseite des schwarzen Sargdeckels, auf dem ein Kruzifix draufgenagelt war.

Einmal, in einer stillen Nachmittagsstunde, lief mein ältester, damals zwölfjähriger Bruder aus dem Aufbahrungszimmer in die gegenüberliegende Küche zur Zwiebel schneidenden und mit den Tränen kämpfende Mutter und sagte: „Mame! Der Opa hat den Mund offen!“ Er trat näher an die ihre brennenden Augen mit dem Handrücken wischende Mutter heran, zog am Zipfel ihrer schwarzen Samtschürze und wiederholte die hoffnungsvolle Entdeckung: „Mame...!“ - „Ja! Ja!“ Nun wusste er, daß dem verstorbenen Großvater nicht mehr zu helfen war. Vor dem Begräbnis streifte die Mutter mir und meinen Geschwistern eine schwarze Nylonschleife über die Jacke meines linken Oberarmes. Ich schämte mich, denn nun war ich endgültig der Angehörige eines Toten. Ich wollte die Schleife von meinem Arm reißen, sie war mir außerdem zu groß und rutschte auf den Ellebogen hinunter, aber meine Mutter, der ich mit einem flehentlichen Blick zu verstehen geben wollte, daß sie mich mit diesem Trauerflor verschonen solle, nahm eine Sicherheitsnadel und befestigte die Nylonschleife auf meinem Rockärmel. Mit heißen Wangen, bedrückt und lautlos schlich ich, nachdem ich mir am Balkon mit dem Rockärmel die Tränen aus den Augen gewischt hatte, über die Stiege hinunter, den engen Flur entlang und stellte mich im Aufbahrungszimmer, in dem nur mehr die engsten Angehörigen zugegen waren, neben meine ebenfalls eingekleideten und mit dem Trauerflor ausgestatteten Geschwister. Der Leichenbestatter Stimniker schob an der Wand, neben dem Fenster, die schwarze Tuchdekoration zur Seite, hob über den Köpfen der Ringsumstehenden den Sargdeckel hinweg, richtete ihn auf dem Sargunterteil ein und drehte die vier Sargschrauben fest. Der Sargdeckel presste den schwarzen, über das Sargunterteil liegenden Nylonschleier aufs Gesicht des Toten, schleierartig hinunterfallend, stand er zwanzig Zentimeter zwischen Sargoberteil und Sargunterteil hervor. Die vier Sargträger blickten einander in die Augen, hoben den Sarg vom Katafalk und stellte ihn vor dem Haus auf eine hölzerne Tragevorrichtung, um die hufeisenförmig die Trauergäste standen. Die Großmutter, die damals schon gebrechlich und die meiste Zeit bettlägrig war, lag schwarzgekleidet im Bett und lauschte auf die Gebete des Pfarrers, der ihren

verstorbenen Mann, ein Stockwerk tiefer, vor dem offenen Sterbezimmerfenster, endgültig von der Enznube verabschiedete. Ohne Witwe setzte sich der Leichenzug in Bewegung. Der Mesner ging mit dem an einer langen Stange angebrachten Kreuzifix voran. Hinter dem Sarg hergehend, trugen mein jüngerer Bruder und ich gemeinsam einen großen, schweren Kranz, auf dem auf der einen schwarzen Schleife: „In Liebe“ und auf der anderen „Deine Enkelkinder“ stand. Ein paar Wochen später erschien in einer Auflage von rund 300 Stück ein kleines, faltbares Gebetsbuchelesenzeichen, in dem auf der linken Seite das Brustbild des Großvaters aufgedruckt und auf der rechten Seite zu lesen war: „Zur frommen Erinnerung an meinen lieben Gatten, unseren herzensguten, unvergesslichen Vater, Schwiegervater und Großvater Herr Josef Winkler, Enznvater in Kamering. Welcher am 6. September 1961, wohlvorbereitet mit den Tröstungen der hl. Religion, im 90. Lebensjahre ruhig und sanft im Herrn entschlafen ist.“ Unter diesem Text stand kursiv und kleingedruckt: *„Es glänzt so freundlich sanft und mild / In unserm Herz Dein treues Bild, / Wie du als Gatte, Vater, Christ / Einst unter uns gewandelt bist. / Dein Herz, es war von edlem Gold / Und allen Menschen gut und hold. / O Vater, voller Herzensgüte, / Erhör noch unsere letzte Bitt: gib uns auf allen Lebenswegen / von oben Deinen Vatersegen.“* Dieses Lesezeichen verteilte meine Großmutter an die Verwandten und Trauergäste, die ihr nach dem Tod ihres Mannes einen Beileids- und Krankenbesuch abstatteten.

Fünf Jahre später, am 14. September 1966, starb meine Großmutter Theresia Winkler, geborene Jesenitschnig. Wenige Tage, nachdem man sie mehrmals schreien schreien gehört hatte: „Ich will nicht sterben! Ich will nicht sterben!“, und nachdem sie auch ihren Sohn, meinen Vater, immer wieder angerufen hatte: „Jog! Jog! Hilf mir!“ und der, um sie sanft in den Tod zu begleiten, mehrere Tage neben ihr, im Bett seines verstorbenen Vaters übernachtet und sie immer wieder beruhigt hatte, trugen schwer schnaufend und Schritt für Schritt vortastend, mein Vater und der Leichenbestatter Stimniker den schweren Leichnam meiner Großmutter in einer Wollecke, jeder zwei Zipfel haltend, über die Stiege hinunter, in die Kammer, wo sie in das auf dem Boden stehenden Sargunterteil gehoben wurde. Sie wurde nicht, wie der Großvater, in der ehrenwerten Bauernstube, sondern in der Rumpelkammer, in der ausgeräumten Behausung des Knechts aufgebahrt und aus der Hube verabschiedet. Ihre älteste Tochter, meine Tante und Gote, die Ragatschnig Tresl, trat an den aufgebahrten Leichnam meiner Großmutter heran, rüttelte an den zum Gebet gefalteten und mit einem Rosenkranz umwundenen kalten Händen, so daß der Sarg ein wenig wackelte und rief mehrere Male jammernd: „Mutter! Mutter!“ Wenige Jahre später, bevor die kinderlos geliebene Ragatschnig Tresl im Villacher Krankenhaus starb, sagte die inzwischen schon verwirrte, nach Urin und Kot riechende ausgemergelte alte Frau einmal zu mir: „Seppl! Wirst du wohl hinter meinem Sarg hergehen!“ – „Ja, Gote“, sagte ich und nickte verlegen mit hochrot angelaufenem Gesicht. Sie, die mich, als ich drei Jahre alt war, in einem Aufbahrungszimmer über den mit Immergrün geschmückten Sarg meiner an gebrochenem Herzen verstorbenen Großmutter mütterlicherseits hob und sagte: „Schau, Seppl, schau!“ Mein Vater sorgte dafür, daß der Leichnam seiner Schwester Ragatschnig Tresl nicht offen aufgebahrt wurde. „Sie schaut sehr schlecht aus!“ sagte er. Und während mein im Sarg liegender Großvater Josef Winkler noch glänzende Lederschuhe trug, die ich in der Schwarzen Küche mit über die Wangen rinnenden Tränen schwarz eingepastet und mit der Schuhbürste gegläntzt hatte, zog man meiner Großmutter nur mehr schwarze Strümpfe, kein Schuhwerk mehr an, schwarze Zehenspitzen schauten am schmalen Ende des Sarges heraus. Wenige Wochen nach ihrem Begräbnis erschien ebenfalls in einer Auflage von rund

dreihundert Stück ein kleines, faltbares Gebetsbuchelesezeichen, in dem das Brustbild der Großmutter abgedruckt war und in dem stand: „Gedenket in frommen Gebete der Seele unserer herzensguten, unvergeßlichen Mutter, Frau Theresia Winkler, Enznmutter in Kaming, welche am 14. September 1966, wohlvorbereitet durch die heiligen Sterbesakramente, im 87. Lebensjahr ruhig und sanft im Herrn entschlafen ist.“ Unter dem Brustbild stand ebenfalls kursiv und kleingedruckt: *„Dein langes Tagwerk ist vollendet, / Nun ruhst du aus von aller Müh' / Uns ward ein bitterer Schmerz beschieden, / die wir an Deinem Grabe stehen, / So ruh denn sanft in ew'gem Frieden, / einst werden wir uns wieder sehen“.*

4. DIE GESCHICHTE VOM GESTOHELENEN BÜCHER- UND KINOGELD, VOM WEISSEN TINTENTOD UND VON DER DURCHSICHTIGEN PLASTIKFOLIE AUF DEM SCHNEE AM KILIMANDSCHARO

Als ich im Alter von fünfzehn Jahren, bald nach dem Tod der Großmutter Theresia Winkler, geborene Jesenitschnig, in die Handelsschule kam, damals, als noch Schulgeld zu zahlen war und ich täglich mit dem Omnibus von meinem Geburtsort Kaming in die zwanzig Kilometer weit entfernte Stadt Villach fuhr, verlor ich einmal, bereits an einem Montag, meine Wochenkarte für den Omnibus. Ich hatte nicht den Mut, dem Vater von meiner Ungeschicklichkeit zu erzählen und ihn zu fragen, ob er mir noch einmal 50 Schilling geben könne, denn ich hatte ohnehin Woche für Woche, jeden Sonntag, einen Spießbrutenlauf vor mir, ich ging dem Vater sonntags lange nach, starrte ihn lange an, wartete einen günstig gestimmten Augenblick ab, bevor ich es wagte, ihn ums Geld für die Omnibusfahrkarte zu bitten, damit ich in die Schule fahren konnte. An einem Nachmittag, als die Mutter in ihrem zweiten, an die Friedhofsmauer angrenzenden Gemüsegarten arbeitete, Maggikraut und Petersilie schnitt und der Vater mit Traktor und Pflug auf dem Acker seiner schnurgeraden Wege ging, nahm ich aus der Küche den Schlüssel zum elterlichen Schlafzimmer, ging über die sechzehnstufige Stiege, öffnete die Schublade seines Nachttisches und nahm einen Fünzigschillingschein aus seiner weichen, ledernen schwarzen Briefftasche. Zur Tür gehend, wurde mir schwarz vor Augen, ich wäre beinahe unter dem großen Heiligenbild mit der eine weiße Lilie und das Jesukind haltenden Muttergottes vor den Betten der Eltern zu Boden gefallen. Da ich in der gelben Taschenbuchausgabe in der Pest von Camus auf den letzten Seiten Hinweise auf andere, im selben Verlag erschienene Bücher bekam, von denen ich mir vorstellte, daß sie mich auch interessieren könnten, und da ich oft in Villach vor dem Schaufenster der Buchhandlung Pfanzelt stand, die Neuerscheinungen betrachtete und weiterhin niemand meinen Diebstahl für die Omnibusfahrkarte bemerkt hatte, versuchte ich es wieder, und ohne daß mir diesmal schwarz wurde vor Augen und unter den Augen der Muttergottes, nahm ich einen Geldschein aus seiner Briefftasche und begann, mir Bücher zu kaufen: „Der alte Mann und das Meer“, „Das Spiel ist aus“, „Der Fremde“, „Die Hornissen“, „Der Schatten des Körpers des Kutschers“, „Der Sieger geht leer aus“, „Tod am Nachmittag“. Obwohl ich eigentlich selber kein Wort verstand, nervte ich am frühen Morgen die jugendlichen Insassen im überfüllten Omnibus, in dem ich laut „Finnegans Wake“ von James Joyce vorlas, und ich hielt das Buch so, so daß jeder den Umschlag sehen konnte. Jahrelang konnte ich unbemerkt dem Vater Geld stehlen, weit über zweihundert Bücher standen schließlich auf dem selbstgebastelten Bücherregal im Zimmer, in das ich mich einquartiert hatte und aus dem meine Großeltern Josef Winkler und Theresia Winkler längst herausgestorben waren, es muß wohl im Laufe dieser drei, vier Jahre soviel Geld gewesen

sein, daß sich der Vater mindestens den Stier hätte kaufen können, den er allzu gerne vorführte im Hof, besonders zu Allerheiligen und Allerseelen, wenn sein Schwager und seine Geschwister zu Besuch kamen, mit klumpigen Wachskerzen zur Messe gingen und sich nach der Gräberbesprengung, nachdem der Priester auf dem Friedhof alle Gräber mit Weihwasser besprengt und mit Weihrauch beräuchert hatte, in ihrem Elternhaus trafen und miteinander Kriegsabenteuer austauschten - von den Geschwistern väterlicherseits war keiner im Krieg gefallen -, wenn sie schließlich außer Haus gingen, ein prämierter, achthundert Kilo schwerer Stier aus der Zucht der Pinzgauer mit vergoldeter Plakette auf der Stirn vorgeführt wurde und wir, mein jüngerer Bruder und ich, in der Küche neben der Schweinsschnitzel klopfenden und mit Semmelbrösel panierenden, stillen, vollkommen verstummen bleichen Mutter, die im Zweiten Weltkrieg drei Brüder im jugendlichen Alter verloren hatte, uns einen Suppentopf auf den Kopf setzten, uns auf den Boden warfen, lauthals das Vorbeipfeifen der Kugeln nachahmten und schnell wieder aufstanden und die Suppentöpfe neben den Beinen der Wienerschnitzel im heiß brutzelnden Schweinsfett ausbratenden Mutter in die Küchenanrichte schoben, sobald wir im Flur wieder ihre Stimmen und Schritte hörten, der zweite Teil der Gespräche der Kriegsveteranen begann und wir immer wieder, besonders aus dem Mund des Onkels, der bei der SS gewesen war, die Worte hörten: „An die Wand! An die Wand damit! Die gehören alle an die Wand!“, während die Mutter mit einer Gabel die panierten Schnitzel aus dem kochenden und Blasen schlagenden Schweinsfett hob, abtropfen ließ, auf einem Teller übereinanderstapelte und mit einem großen Porzellanteller abdeckelte. Ich spürte die Stiche in meinem Kinderherzen, wenn der Onkel wieder und wieder „Wegräumen, die Sandler und Arbeitsscheuen, diese Zigeuner!“ rief und meine Augen sein Blick streifte.

Mit meinem Schuldfreund Hermann Deweis, mit dem ich täglich im Omnibus zur Handelsschule nach Villach fuhr, heftete ich damals zwischen die Kirchtagsplakate, auf denen um ein großes Lebkuchenherz tanzende Paare abgebildet waren, ein mit einer durchsichtigen Plastikfolie überklebtes Werbeplakat des Luchterhand Verlags auf die Heustadelwand meines väterlichen Bauernhofes, auf dem in großen Lettern ein Satz von Alexander Solschenizyn stand, der mir nie mehr aus dem Kopf gegangen ist: „Eine Literatur, die nicht den Schmerz und die Unrast der Gesellschaft wiedergeben kann, die nicht rechtzeitig vor den moralischen und sozialen Gefahren warnen kann, verdient den Namen Literatur nicht.“ Kein Mensch im Dorf wagte es, dieses angestaubte Plakat, an dem auch Heuhalme hängen geblieben waren, zu entfernen, über ein Jahr lang blieb es dort hängen, ich sah es täglich, wenn ich mit dem Omnibus ins Dorf zurückkam und am Heustadel vorbei, auf mein Elternhaus zuing, wieder mit einem neuen, schönen Taschenbuch in meiner Schweinsledertasche, die mir einst die Ragatschnig Tresl, meine Tote, zu Ostern geschenkt hatte. Erst später wurde es von einem großen Zirkusplakat überklebt, unter dem, solange das frisch aufgeklebte Plakat mit den durch Feuerringe springenden Löwen, Feuer schluckenden, muskulösen Männern, mit Riesenschlangen ringenden Liliputanern noch naß war, verschwommen der Satz von Solschenizyn durchleuchtete. Patzenweise lag der farblose, flüssige Klebstoff auf dem Schuhwerk der ihre langstieligen Besen immer wieder in die Eimer eintauchenden Arbeiter, die uns schließlich fürs Plakatieren auf unserer Heustadelwand mehrere Freikarten für den Zirkus gaben.

Ab der dritten Klasse ließ ich mich nur mehr selten in der Handelsschule in Villach blicken, ich war im Leserausch, der Schulfreund las im Omnibus den „Archipel Gulag“ von Alexander

Solschenizyn, mich interessierten vor allem die amerikanische Literatur und die französischen Existentialisten. Den Umschlag jedes Taschenbuches beklebte ich mit einer durchsichtigen Plastikfolie, den „Schnee am Kilimandscharo“ genauso wie „Licht im August“ oder „Der Fremde“, öffnete vorsichtig die Bücher, hatte immer Angst, daß sie beim Aufschlagen knacken und zerbrechen würden, ich die Scherben der Sätze in den Händen hätte. Ich saß vormittags in Villach, anstatt in die kaufmännische Schule zu gehen, beim Kleinsasser, gegenüber der Kirche, im Caféhaus, las bei einer Melange und einem Mohnkipferl diszipliniert von acht bis zehn Uhr, ging danach mit einem gefälschten Schülerausweis ans Ufer der Drau, ins stickige und muffige, mit roten, dicken Polstersesseln ausgestattete Apollokino – mit Tintentod hatte ich mein Geburtsdatum geändert – und schaute mir als Sechzehnjähriger die Jugendverbotfilme an, den ersten Django-Film, in dem Franco Nero einen Sarg durch die Gegend zieht, in dem ein Maschinengewehr verborgen war, im Western „Hängt ihn höher“, den als Pferdedieb denunzierten Clint Eastwood, „Leichen pflastern seinen Weg“ mit Jean-Louis Trintignant und Klaus Kinski, dem mit seinem Pferd durch den Tiefschnee watenden Kopfgeldjäger, Charles Bronsons todessüchtige Mundharmonika in „Spiel mir das Lied vom Tod“, und im Western „The Wild Bunch – Sie kannten kein Gesetz“ von Sam Peckinpah, sah ich das erste Mal Menschen in Zeitlupe sterben und in Zeitlupe schwallartig aus dem Körper der Erschossenen spritzendes Blut. Als ich dann einmal den Mut hatte, nicht am Vormittag, sondern am frühen Nachmittag ins Kino zu gehen – ich sah im Bahnhofkino meinen ersten Buster-Keaton-Film an –, erst am frühen Abend nach Hause kam und ich die aufgewärmte Suppe löffelte, die mir wortlos und mit seltsam schnippischer Handbewegung die Mutter auf den Tisch gestellt hatte, erschien, mit seinen nägelbeschlagenen Schuhen den gekachelten Flur entlanggehend, der Vater in der Küche – ich spürte an meinem Rücken den Wind der ruckartig aufgehenden Tür –, hielt mir einen kotbeschierten, über seine braungebrannten und behaarten Hände hinunterhängenden Kälberstrick unter die Nase und sagte: „Schau ihn dir an! Schau ihn dir genau an! Wenn du noch einmal so spät heimkommst!“

Wenn mir in der Handelsschule unser kauziger, immer den ernststen Gottesanbeter spielender Religionslehrer Jakob Stingl eine Frage stellte, antwortete ich manchmal zu seinem Entsetzen, aber manchmal auch zu seinem Vergnügen und zur Freude meiner Mitschüler mit dem auswendig gelernten ersten Sätzen aus dem „Abschied von den Eltern“ von Peter Weiss: „Ich habe oft versucht, mich mit der Gestalt meiner Mutter und der Gestalt meines Vaters auseinanderzusetzen, peilend zwischen Aufruhr und Unterwerfung. Nie habe ich das Wesen dieser beiden Portalfiguren meines Lebens fassen und deuten können. Bei ihrem fast gleichzeitigen Tod sah ich, wie tief entfremdet ich ihnen war. Die Trauer, die mich überkam, galt nicht ihnen, denn sie kannte ich kaum, die Trauer galt dem Versäumten, das meine Kindheit und Jugend mit gähnender Leere umgeben hatte.“ Einige Jahre später, ich hatte die Schulen hinter mich gebracht, las ich in der Zeitung, daß der kunstsinnige Jakob Stingl betrunken über eine Stiege gestürzt war und sich dabei das Genick gebrochen hatte. Immer wieder las ich die Stelle im „Abschied von den Eltern“, in der die Schwester von Peter Weiss, bei einem Verkehrsunfall tödlich verunglückte und die ausführliche Beschreibung vom Begräbnis. Die mit ihren Füßen am Straßenrand wippende Schwester Margit, verlor ihr Gleichgewicht und stürzte vor einen Wagen, der in hohem Tempo ganz dicht am Bordstein entlangfuhr. Margit starb ein paar Tage später an ihren tödlichen Verletzungen. Die Mutter von Peter Weiss, die ein paar Jahre zuvor mit großen Schrecken und Entsetzen aus der Zeitung erfahren hatte, daß ihr Geliebter, der

Filmmacher Friedrich M. Murnau in Hollywood tödlich verunglückt war, soll nach dem Tod ihrer Tochter Margit zusammengebrochen sein und ununterbrochen geschrien haben, „...nein, sie brüllte ihren Schmerz aus sich heraus, Tag und Nacht, während ich ganz alleine und ohne jeglichen Trost im Nebenzimmer lag und unsere Mutter hörte, die wie ein Tier schrie“, schrieb ihre andere Tochter, Irene Weiss-Eklund, in ihren Memoiren.

5. DIE GESCHICHTE VON DER ERSTEN NACHT AUS BLEI ALS TOTENFEST, VOM JUNGEN MÖRDER NOTRE-DAME-DES-FLEURS UND VOM ZUNGENFERTIGENBESTECK DER SILBERNEN GILETT RASIERKLINGEN

Wiederum ein paar Jahre später - ich wohnte bereits in Klagenfurt und arbeitete im Büro der damals neu gegründeten Hochschule für Bildungswissenschaften in der Keltengasse -, als zwei Jugendliche mein kreuzförmig gebautes Heimatdorf Kamering mit einem drei Meter langen Hanfstrick, mit dem Kälber auf die Welt gezogen und die Kinder geschlagen wurden, aus der Angel hoben und die Füße der beiden siebzehnjährigen Buben wenige Zentimeter über den mit Heu bedeckten Boden des Pfarrhofstadels pendelten, so daß der Aufschrei der Grabsteine und der frauen- und mannsbildergroßen Eisenkruzifixe am anderen Ufer der Drau zu hören waren und der Wider- und Gegenhall hinter dem Dorf in das Gehölz des Fichtenwaldes schlug, stieß ich bei meinen täglichen Besuchen - ich hielt es ohne Büchergeruch nicht aus - ebenfalls in der Villacher Buchhandlung Pfanzelt auf die Romane „Notre-Dame-des-Fleurs“ und auf „Pompes Funèbres“ von Jean Genet, auf „Jeden ereilt es“ und auf „Die Nacht aus Blei“ von Hans Henny Jahn, „De Profundis“ von Oscar Wilde, Bücher, in denen mir Himmel und Hölle auf zwei nummerierten, nach Druckerschwärze riechenden Seiten zusammengepappt schienen, in denen sich die Engel und Teufel meiner Kindheit aneinanderrieben, und ich schrieb, immer wieder die im Heustadel pendelnden Füße der beiden leblosen, inzwischen längst verscharrten Buben vor Augen, Nacht für Nacht um mein Leben und um meinen Tod ein tausend Seiten langes Tagebuch. Nicht selten hörte ich im Dorf, wenn wieder vom Doppelselbstmord die Rede war: „Diese beiden Trottel!“ „...während ich mich in mein Zimmer zurückzog und versuchte, in dem ich schrieb, meine sexuellen Begierden auszulöschen. Wie viele Bücher sind aus sexuellem Hunger entstanden? Sogar solche, die höchst sittsam und tadellos wirken, haben keinen anderen Ursprung, aber er ist zu bescheiden, als daß sie eine so ‚niedrige Herkunft‘ zuzugeben wagen“, schreibt Julien Green in seinem Roman „Jugend“, den ich damals neben der Nacharbeit meines eigenen fanatischen Schreibens mehrfach gelesen hatte. Vielleicht wollte ich nur leere Partezettel beschriften, es war noch kein literarischer Ehrgeiz, es waren Wortanfänge, ich wollte mich schreibend dazuhängen zu den beiden Burschen, ich war eifersüchtig und hätte am liebsten den einen Toten erschlagen, weil er mich betrogen hatte und nicht mit mir gegangen war, ich konnte nicht leben und nicht sterben, ich musste und konnte nur lesen und schreiben, um nicht von einem tintenbekleckten Löschpapier aufgesaugt zu werden und hinter meinem eigenen Rücken zu verschwinden für alle Zeiten. Ich las den „Brief an den Vater“ von Franz Kafka, die Briefe von Gustav Flaubert, Bücher, in denen ich auch immer wieder, oft Seite für Seite meine eigene Existenz, Angst und Verzweiflung beschrieben sah, ich las mehrere tausend Seiten Tagebücher und Briefe von Friedrich Hebbel, „Die Provinz des Menschen“ und „Masse und Macht“ von Elias Canetti und die Tagebücher des lange schon verehrten Albert Camus: „Die Kraft haben, das zu wählen, was einem am wichtigsten ist, und dabei zu bleiben. Andernfalls ist es besser, man stirbt.“ Ich trug immer eines dieser Bücher bei mir in der ledernen Umhängetasche - Leder

ist Haut – und schrieb Sätze aus diesen Büchern, die mich besonders berührten, und als ob ich sie selber formuliert hätte, zwischen meine Tagebuchaufzeichnungen: „Ich trage einen Schlachthof in mir, auf den die Poesie wird antworten müssen“, so Jean Genet. „Bei einem großen Schriftsteller hat jeder Satz ein Menschengesicht“, so Friedrich Hebbel. „Vom Zufall des Gelesenen hängt es ab, was man ist“, so Elias Canetti. „Das einzige Mittel, dem Entsetzen zu entgehen, besteht darin, sich dem Entsetzen zu überlassen“, so Jean Genet. „Der Tod ist gar nichts! Kinder! Schaut, wie man stirbt!“ sagte Italo Svevo zu seinen um sein Totenbett herumstehenden Kindern. „Wir müssen böse sein, weil wir wissen, daß wir sterben werden“, so Elias Canetti. „Um ein besserer Schriftsteller werden zu können, muß ich erst ein besserer Mensch werden“, so Cesare Pavese. Und: „...man ermordet ihn und misshandelt dann noch den Toten dafür, daß er die Eigenschaft hatte ermordet werden zu können!“ so Friedrich Hebbel. Oder: „Ein Fiaker überfuhr jemand und bat ihn dadurch um Verzeihung, daß er ihn mit der Peitsche über den Kopf hieb“, ebenfalls Friedrich Hebbel. Mein selbsternanntes Kultbuch, den „Abschied von den Eltern“ von Peter Weiss las ich wieder und immer wieder, in den verschiedensten Ausgaben, einmal als Taschenbuch, einmal gebunden, einmal mit den Collagen des Dichters und Malers Peter Weiss, langsam und mit besonderer Eitelkeit und besonderem Stolz, als ob ich diese mir auf Leib und Seele maßgeschneiderte lyrische Prosa selber geschrieben hätte. Später las ich in einem Interview, das Hubert Fichte mit Jean Genet geführt hatte, daß er, Genet, um „Die Brüder Karamasow“ lesen zu können, bei jeder Seite zwei Stunden lang habe nachdenken müssen: „Wenn ich beim Lesen nicht mitschreibe“, sagte Genet, „dann passiert nichts!“ Genauso, wie er mit seinen „bescheidenen Mitteln“, um seine Worte zu gebrauchen, Monteverdis Marienvesper beim Hören mitkomponieren musste, um die Messe hören zu können. „Wenn du ein Buch lesen willst, dann schreib es erst!“ sagt Lepic in einer Erzählung von Jules Renard zu Poil de Carotte.

In dieser Zeit, als in meinem tausend Seiten langen Tagebuch die ersten Sätze zu meinem ersten Romanmanuskript entstanden, die es wert waren, umformuliert oder zerstört zu werden, klebte ich die aus einer Kärntner Tageszeitung herausgeschnittenen und mit einer durchsichtigen Plastikfolie überklebten Bilder – wie ich damals den Schnee am Kilimandscharo überklebt hatte – der beiden erhängten siebzehnjährigen Buben aus meinem Heimatdorf, deren gemeinsamer Tod ein paar Tage lang das ganze Land Kärnten in Aufruhr versetzt hatte, auf meine Brust und schrieb, zwischen Klagenfurt und Venedig hin- und herpendelnd, mein erstes Romanmanuskript. Morgens, bevor ich ins Bad ging, löste ich die roten Gazestreifen mit den Bildnissen der beiden Erhängten von meiner Haut und klebte sie später wieder, wenn beim Dunkelwerden das Lesen und Schreiben begann, über meinem Herzschlag auf die Brust. In dieser Zeit, in der ich Nacht für Nacht mit eigenen und fremden Sätzen Zeile für Zeile meinen Selbstmord aufschob, der kein Frei-Tod geworden wäre, denn es gibt keinen Freitod, las ich vor allem Bücher von Dichtern, die früh gestorben waren oder sie sich das Leben genommen hatten. „Dichten heißt, sich ermorden“, so Friedrich Hebbel. „Um dem Entsetzen zu entgehen, haben wir gesagt, ergib dich ihm mit Haut und Haar“, so Jean Genet. „Der Dichter, der den Weltzustand, wie er ist, aufdeckt, muß nicht Liebe von seinen Zeit-Genossen fordern. Wann hätten die Leute denn ihren Henker geküsst!“ wiederum Friedrich Hebbel. Ich las und trug „Die Gesänge des Maldoror“ von Lautreamont, „Das Handwerk des Lebens“ von Cesare Pavese, „Der Kopf des Vitus Bering“ von Konrad Bayer, „Der Teufel im Leib“ von Raymond Radiquet, „Die Reise ans Ende der Nacht“ von Louis Ferdinand Celine, wie meine eigenen Eingeweide in mir herum. Und ich las Thomas

Chatterton, Unica Zürn, Sylvia Plath, Georg Heym und Georg Büchner. Alle waren sie früh gestorben oder hatten sich das Leben genommen. Und einem Dichter, der nicht an seinen eigenen Sätzen zerbricht und daran stirbt, konnte ich damals kein Wort glauben. Wenn ich beim Lesen nicht spürte, daß die Sprache ununterbrochen, Satz für Satz, auf die goldene Waage gelegt, Leben und Tod auspendelt, interessierte mich das Buch nicht, es war mir gleichgültig und ich fragte mich nicht einmal, wozu es geschrieben worden ist. Es langweilte mich, so kann ich es sagen, buchstäblich zutode. Ich schmückte dann und wann, las aber nie Unterhaltungsliteratur, ich konnte mich nicht unterhalten lassen, ich musste mich Tag für Tag, eingeklemmt zwischen Himmel und Hölle, mit unerhörten, noch nie gesehen, gehört und gelesenen Sätzen über Wasser halten und hatte im Pulsschlag meiner Schläfen damit zu kämpfen, die mich immer wieder schräg anschauende, aufdringlich einschneidende Rasierklinge aus dem Augenwinkel zu verlieren, um nicht eines Tages mit dem Besteck von Gillette in den Augenwinkeln als einschneidende Krokodilstränen durch die Welt zu gehen, zehn Zentimeter über dem moosigen Waldboden, vorbeistreifenden Rehen und Hirschen Zunge zeigend, vielleicht. Früh schon hatte ich von Julien Green erfahren, daß der erbauliche Roman vom Teufel geschrieben wird und daß man, so Julien Green, nie erfahren wird, welches Unheil diese Literaturgattung möglicherweise angerichtet hat.

Immer wieder, seit zehn Jahren schon, auch während der Niederschrift dieser Geschichten, besuche ich den in der Stadtpfarrkirche in Klagenfurt begrabenen Julien Green, meinen einzigen und verlässlichen Freund. Vom Turm dieser Kirche sprangen vor einiger Zeit gemeinsam zwei Studentinnen, sie lagen, um es so auszudrücken, dem auf dem Rücken ausgestreckten, mit gefalteten Händen in der Gruft liegenden, angeblich immer noch recht passabel ausschauenden Julien Green außerhalb der Kirchenmauer tot zu Kopf und zu Füßen, na ja, ein bisschen gelber, noch weißer und grauer dürfte er schon sein, da soll mir keiner was vormachen. Wiederum eine Zeitlang später stürzten sich zwei junge Frauen, die ein paar Stunden Freigang aus der Psychiatrie bekommen hatten, ebenfalls gemeinsam vom inzwischen mit einem Fangnetz abgesicherten Stadtpfarrkirchturm von Klagenfurt und sollen - Monsignore Mairitsch, der gerade auf dem Weg zu seiner Kirche war, sah zwei sich in Turmhöhe aufblähende, bunte Frauenröcke - mit ihren Füßen im Dach zweier parkender Autos stecken geblieben sein, die eine ist mit dem Oberkörper nach vorne, die andere ist, ebenfalls schwer verletzt, ohnmächtig nach hinten gefallen. Wenige Jahre vor seinem Tod besuchte Julien Green in der Stadtpfarrkirche seine Gruft, die er gekauft hatte und die gerade ausbetoniert wurde. Er rutschte in diesem Moment aus, die Schuhe hingen bereits über dem Loch. Noch nicht! sagte Julien Green. Und wenige Tage vor seinem Tod ließ er Monsignore Mairitsch nach Paris rufen, wo er dem sterbenden Julien Green die letzte Ölung gegeben und ihm die letzte Beichte abgenommen hatte. „Wenn ich ein Buch lese“, schreibt die Dichterin Emily Dickinson, „und es macht meinen Körper so kalt, daß kein Feuer mich je wärmen könnte, weiß ich, das ist Dichtung. Wenn ich mich fühle, als würde meine Schädeldecke abgenommen, weiß ich, das ist Dichtung. Nur auf diese Art weiß ich es. Gibt es denn eine andere?“ Und später, da schrieb ich, nachdem ich lange Zeit nicht nur hypnotisiert, sondern bereits süchtig gewesen war nach dem täglichen Gedanken an den Selbstmord - es war mein Täglichbrot, das mir, nachdem der Tag abgelaufen und die Mitternacht auch schon vorbei war, gestern schon wieder nicht gegeben wurde, das mir aber wahrscheinlich heute *bekommen* wird -, da schrieb ich also, daß ich in letzter Zeit nicht einmal mehr ein schlechtes Gewissen habe, weil ich nur mehr ganz selten an Selbstmord denke, aber es werden diese alten Zeiten - alle alten Zeiten sind gut -, auch nicht

wiederkommen können, die mich veranlassten in mein Tagebuch zu schreiben am Lido in Venedig, daß ich dann und wann *richtig traurig* bin, weil ich seit einiger Zeit keine Selbstmordgedanken mehr habe. Plötzlich deprimiert, weil ich seit einiger Zeit keine Selbstmordgedanken mehr habe, lese ich in meinem Tagetrauerbuch, um es noch einmal, und so zu sagen. Und: „Der Teufel zeigt jemand einen köstlichen Leichenzug und sagt: so schön sollst du begraben werden, wenn du dich selbst tötetest“, so Friedrich Hebbel.

6. DIE GESCHICHTE VOM ROSTIGEN MARTERUNGSWERKZEUG, VON DER FLUCHT AUF DEN FRIEDHOF ZU DEN SELBSTMÖRDERGRÄBERN UND VON DER VERSPEIUNG SEINES GEBENEDEITEN ANGESICHTS BEIM ZUNGENRECKEN

Als ich nach dem Erscheinen meines ersten Romans im Jahre 1979, den ich mit den Worten von Friedrich Hebbel eingeleitet hatte: „In den Eltern unterdrückte, in ihrem Blut zurückgehaltene Lüste werden der Fluch der Kinder“, nach langer schamvoller Abwesenheit, denn ich hatte Schuldgefühle, und das Gewissen war immer ein katholisches und also schlechtes, wieder einmal in meinem bäuerlichen Elternhaus auftauchte, mich die stark sehbehinderte, unter dem Grauen Star leidende Mutter, die sich nicht und nicht unter das Messer des Augenarztes getraute, sich lieber im Haus an die Küchengeräte und im Stall an die Kuheuter herantastete, mich also erst erkannte, als ich in der Schwarzen Küche ganz nahe an sie herangetreten war und sie meine Stimme hörte, und ich schließlich meinen vereinsamten und in einer unverständlichen Sprache mit sich selber redenden, auf dem Misthaufen stehenden, die Hühnerköpfe und Hühnerbeine mit einer Mistgabel vergrabenen Vater antraf, sagte er, vom Misthaufen heruntersteigend und mit seinen Schuhen in einer Jauchelache stehend: „Du kannst über mich schreiben, was du willst, wenn es nur dir hilft, aber laß die beiden erhängten Buben im Dorf in Ruh. Schreib nichts mehr über die beiden Selbstmörder!“ Ein paar Jahre später, nachdem meine Romantrilogie „Das wilde Kärnten“ erschienen, mir der Stoff ausgegangen war und ich glaubte, die Sprache verloren, in die erdrückende Sprachlosigkeit meiner Kindheit zurückgefunden zu haben, kehrte ich, nachdem ich ein halbes Jahr lang in Wien gelebt hatte, aber nicht schreiben konnte, auch die vielen Besuche auf dem Matzleinsdorfer Friedhof beim Grab von Friedrich Hebbel und die vielen auf diesem Friedhof stehenden nackten Invalidengel konnten meine Zunge auch nicht lösen, kehrte ich nach einem einjährigen Zwischenaufenthalt in den Kärntner Bergen, als ich bei einer Bauernfamilie wohnte und den dritten Teil dieser Romantrilogie fertig schrieb – die Bäuerin war eine verschleppte Russin, die mir allabendlich ihre ukrainische Kindheit und ihre Verschleppung im Viehwaggon nach Kärnten erzählte – auf den Hof meines damals schon über 75 Jahre alten Vaters zurück. Ich ahnte, daß ich der Hölle wieder begegnen, in mein katholisches Heimatdorf zurückkehren müsse, zwischen die katholischen Schallmauern meiner Kindheit, um es so zu sagen, ins Herz meiner Vergangenheit, um weiter schreiben zu können. Als sprachloses Elendshäufchen schämte ich mich für jeden Augenlidaufschlag morgens und für jeden Augenlidzuschlag abends, ich hatte das Gefühl keine Existenzberechtigung mehr zu haben, sagte mir, daß ein Knecht in diesem Dorf wenigstens ein Knecht sein kann, ich aber überhaupt nichts mehr bin, da überlegte ich mir, ob ich einmal, während der Vater mit dem Traktor und mit dem gefüllten Jauchefaß die Felder entlangfährt, vor der zehn Meter tiefen, geöffneten Jauchengrube unfreiwillig ausrutschen und mit der Geisterbahn meiner Gliedmaßen in Hölle fahren könnte, mich der Vater beim weiteren Abzapfen der Gülle in seinen blechernen Jauchenpumper einsaugt und auf seinem zukünftigen Getreidefeld wieder ausspuckt, viel

dicker als das Jauchenpumperrohr war ich damals sowieso nicht, denn meine maßlosen Wortanfänge hatten mich längst skelettiert und entfleischt – Du siehst aus wie eine Lawine! haben sie zu mir gesagt -, oder ob ich dem Vater doch den Anblick meines auf einem Trambaum seines Heustadels hängenden Körpers mitsamt der herausgestreckten Zunge über dem aufgeschütteten Getreide ersparen sollte – wozu haben sie mich dann aufgezogen! dachte ich - oder ich ging, nicht selten in der Hoffnung, daß man mich ermorden werde, beim Dunkelwerden in die Auen, ans Ufer der Drau, bis der Alte, eines Nachts meine Rückkehr abwartend, vor dem noch laufenden Fernsehapparat mit hochoberem Zeigefinger in einem aus der Kindheit bekannten strengen Tonfall zu mir sagte: „Ich möchte nicht mehr, daß du in der Finsternis fortgehst!“ Dabei malte ich mir einen so schönen Mord aus, blutüberströmt, mit fünfzig, sechzig Messerstichen liege ich inmitten der Dorfstraße, vor dem Dorfkreuz, auf dem noch warmen Asphalt, nicht mit einer Kreidezeichnung in meiner Gestalt, sondern in Menschengestalt umgeben von Hostienbröseln, träumte von einem Sarg, den der Dorftischler, der Kleindienst Gerhard, dem Sohn einer vollkommen zurückgezogen lebenden kinderreichen Keuschlerfamilie, extra für mich zimmert, er, der damals, als wir das erste Mal in die Dorfvolksschule gehen sollten, sich im Flur des Schulhauses gegen den stark nach Öl riechenden Boden stemmte und wie ein Schwein zwillte, das zur Schlachtung mit einem Strick aus dem Glitsch des Stalls gezogen wurde und der vom Lehrer und von seiner Mutter in den Klassenraum hineingeschleift werden musste. Und, wer weiß, vielleicht kommt aber sogar der Bundeskulturminister zu meinem Begräbnis, dann werden sie schauen, die Dorfleute. „Einer, mit einem Dolch durchstoßen, zieht ihn heraus, wischt ihn säuberlich ab, gibt ihn dem Mörder zurück und stirbt“, so Friedrich Hebbel. Oder noch besser und noch einmal Friedrich Hebbel: „Ein schönes Mädchen wird ermordet. Ein anderes Mädchen steht den Mördern bei und streckt gegen die Sterbende die Zunge heraus.“ Und daß mich die Dorfleute sowieso zerstückeln und die Einzelteile in der väterlichen und mütterlichen Jauchengrube entsorgen möchten, daran hatte ich nie einen Zweifel, ich hätte ihnen gerne öfter eine Gelegenheit gegeben, aber sie waren zu dumm und zu feige dazu. Wie stolz, und wie gerne, sagten wir damals als Jugendliche das Wort „Apropos!“ Manchmal brachten wir das Wort „Apropos“ nur mit Gänsehaut über die Lippen. Wir ahnten schon, daß wir den Sprung über den rasiermesserscharfen Misthaufen schaffen werden. Fünfmal, sechsmal, wenn nicht öfter im Laufe eines Tages, zeigten wir einander unseren sich ganz von selber vermehrenden Wortschatz. Apropos Jauchengrube! Seit ich auf der Welt bin sind in Kärnten immer wieder, Jahr für Jahr, Kinder und Frauen in den Jauchengruben ertrunken, nie männliche Bauern, immer Bauerskinder und Bauersfrauen, und wie viele Kinder und Frauen haben alleine Kärntner Bauern im vergangenen halben Jahrhundert ermordet, in dem sie die Ungeliebten beim Jaucheführen einfach haben ausrutschen lassen auf dem glitschigen, nach Menschenscheiße stinkenden Boden vor dem ätzend nach Gasen riechenden teuflischen Schlund.

Am Tage meiner elenden Rückkehr auf den elterlichen Bauernhof – ich war zum Skelett abgemagert und verfluchte meine großartigen Schriftstelleraufenthalte in Berlin und Wien - trug ich meine elektronische Schreibmaschine ins Zimmer, in dem ich auch meine Kindheit verbracht hatte – mein jüngerer Bruder und ich mussten gemeinsam in einem Bett schlafen, wir quälten und tyrannisierten uns, einmal drückte der eine die Knie seiner angezogenen Beine auf den Rücken des anderen, dann wiederum der andere -, half dem Vater, der zu dieser Zeit den Hof noch nicht übergeben hatte und mit der Mutter alleine bewirtschaftete, bei seinen Arbeiten im Stall, auf den Feldern und im Wald und spannte täglich ein Blatt

Papier mit Wasserzeichen, ich legte wert aufs Wasserzeichen, denn ich wollte immer wissen, wann das Blatt zuende beschriftet ist, ich haßte nichts mehr als ein unerwartet aus der Maschine rutschendes Blatt, außer die Bauern natürlich, spannte ich also ein Blatt Papier in meine keilförmige, schwarze Olivetti-Schreibmaschine ein. Bereits am zweiten Tag meiner Rückkehr gingen wir das erste Mal über das kreuzförmig gebaute Dorf auf die Felder hinunter, um die rostigen Stacheldrahtzäune zu reparieren, da der Almabtrieb kurz bevorstand, mit Blumenkränzen dekorierte Kälber, Stiere und Ochsen von der Alm getrieben wurden. Mit dem Marterungswerkzeug von Nägeln, Hammer und Zange in seinen abgearbeiteten, krallenartigen, immer schmutzigen Händen mit seinen unregelmäßig geschnittenen Fingernägeln - mit einer Zange, mit der er die Zähne der neugeborenen Ferkel abzwickte, manikürte er auch seine Fingernägel -, neben mir das erste Mal also seit meiner Rückkehr über die Dorfstraße gehend, sagte der Vater zu mir: „Schau nicht links und schau nicht rechts“. Wir wussten, daß die Dorfbauern an den Fenstern stehen und mich verfluchen würden in ihren Küchen, denn öfter wurden mir die Worte zugetragen: „Der schämt sich vor überhaupt nichts und geht auch noch ins Dorf zurück, das er kaputt geschrieben hat!“ Oder mir war die unmissverständliche Drohung vom Vater eines der beiden erhängten Buben zu Ohren gekommen: „Mit dem Winkler wird es noch einmal schrecklich enden! Das ist kein Mensch! Die Geschichte ist noch nicht ausgestanden!“ Ja, die Geschichte ist noch nicht ausgestanden, die Geschichte hat sich noch nicht, dachte ich, ich werde eine Rückkehr des verlorenen Sohnes schreiben, ich kannte längst die Parabel der Rückkehr des verlorenen Sohnes von André Gide, ich werde dem Vater auf Schritt und Tritt folgen und mir als Erwachsener die Kindheit und Jugend zurückholen, die er mir beim Aufwachsen nicht vergönnt hatte oder auch nicht vergönnen konnte und wie immer auch nicht wollte. Während er abends zwischen den Kühen und der pumpenden Melkmaschine saß, erzählte er mit nach hinten geschobenem, speckigen Hut, gerunzelter Stirn und nicht selten weit aufgerissenen Augen immer wieder Geschichten aus seinem Leben, aus seiner Kindheit und Jugend und aus dem Krieg. Ich hatte einen Bleistift und ein Stück Papier in meiner Arbeitshose und ging mit der Mistgabel in der Hand, wenn er mir wieder eine interessante Geschichte erzählte, um die Ecke oder versteckte mich hinter einer Kuh und machte schnell die notwendigen Notizen, ich legte wert auf seine wörtliche Ausdrucksweise, er sah es nicht gerne, daß ich aufschrieb, was er erzählte, denn dann und wann gab dem Vater auch die gehässige, katholische, den Hostien nicht abgeneigte Schwiegertochter, die vier Kilometer von meinem Heimatdorf entfernt mit meinem ältesten Bruder ihre eigene Hube bewirtschaftet, deren Vater sich im Stall aufgehängt und deren Bruder, ein Pyromane, selbst im Gefängnis gezündelt hatte und an den Rauchgasen erstickt war, gab also diese Schwiegertochter meinem Vater den Rat, mir nichts mehr zu erzählen, damit ich keinen Stoff mehr zum Schreiben habe - Nur nichts mit ihm reden! hat es immer geheißen -, damit ich verkümmere oder überhaupt krepriere, ob in der Jauchegrube, am Trambaum oder ob man mich leblos aus dem Fluß fischt, der Leichnam im Rechn hängen bleibt, das ist egal, das hat er davon, hätte es geheißen, und das wird er davon haben, hat es geheißen, wenn man mir eine glorreiche Zukunft ankündigte, ich also in der Drau im Rechn hängen bleibe, wie damals die sechzehnjährige Erlacher Line, die Tante des Dorftischlers, die tagsüber auf einem Bauernhof als Magd arbeitete, von Burschen immer wieder verspottet wurde, und einmal, als sie sich nach einer Heugarbe bückte und die lästernden Burschen ihre blutige Unterhose sahen, lief sie aus dem Heustadel, die Straße hinunter, kniete vor dem Dorfkruzifix nieder, beschmierte ihr Gesicht und ihre nackten Brüste mit ihrem Menstruationsblut, lief den Weiherbichl hinunter, über die Felder und stürzte sich in die Drau. Das Linele ist im Rechen

hängen geblieben! sagte einmal meine Mutter. Schließlich hatte sich der Vater der Raudi Miklau, der mit seinen angeheiterten, bössartigen Gasthausreden die Leute im Dorf durch den Dreck gezogen hatte, in seinem eigenen Kuhstall aufgehängt, nachdem ihm die Dorfleute aus dem Weg gegangen, keiner mehr mit ihm geredet hat. Nur nichts mit ihm reden! dann werden die mörderischen und selbstmörderischen Dinge schon ihren freien Lauf nehmen

Auch mein ältester Bruder, der Ehegatte, Gemahl und Lebensgefährte der Schwiegertochter meines Vaters, späterer Erbe meines bäuerlichen Elternhauses, Hostienschlucker und Marzipan-Kreuzigungsnägel-Verzehrer mit einem mit Hostienbröseln ausgestopften Gummischlauch als Standbein seines versehrten römisch-katholischen Kreuzes, tauchte dann und wann, bevor er die Herrschaft über den elterlichen Hof übernommen, die Herrschaft über seine eigene Seele dank verschwenderisch zwischen Zunge und Gaumen sich auflösenden, als Corpus Christi verkleideten Hostien immer noch nicht verloren hatte, tauchte er also dann und wann bei meinem greisen Vater auf und versuchte ihn einzuschüchtern. „Der Schwein soll endlich zu schreiben aufhören!“ Selbst in meiner Anwesenheit, wenn er mit dem Vater über mich sprach, verfiel er ins bauernschlaue Sprachrohr des Kuhhandels: „Er bringt das ganze Dorf durcheinander! Was hat ihm denn die Kirchn schon getan! Die Leute beschwerten sich schon bei mir! Wir wollen endlich a Ruh haben.“ Ja, endlich! Und als meine Mutter einmal in ihrem bäuerlichen Elternhaus zu Besuch war, kam ihr Bruder, mein Onkel, mit meinem ersten Roman „Menschenkind“ in die Küche, schlug das Buch mehrmals an seine Oberschenkel und rief: „Kruzifix und Sex und Sex und Kruzifix!“ und hatte meiner Mutter dringend geraten, der „Landsau“, wie er mich nannte, das Schreiben zu verbieten, und die eingeschüchtern, sprachlose Mutter mit hilflos erhobenen Händen nur zu den Worten fand: „Was soll ich denn machen! Ich kann nichts dafür! Ich kann nichts dafür!“ Und mein Vater antwortete daraufhin: „Der soll nicht so reden, der hat nicht das Recht zum Sepp Landsau zu sagen!“ zu meiner nun doppelt eingeschüchtern Mutter. Außer meinem Elternhaus durfte ich dann im Jahre 1982, als ich wieder in mein Elternhaus zurückgekehrt war, um meinen Vater noch einmal im Haus meiner Kindheit zu erleben und um Material für einen neuen Roman, für die Rückkehr des verlorenen Sohnes zu sammeln, kein einziges Haus im Dorf betreten. Die Leute grüßten mich feindlich oder überhaupt nicht. Tagsüber ging ich nicht alleine über die Dorfstraße, erst in der Finsternis schlich ich aus dem Haus und besuchte die herzensguten Toten, in der Regel waren es die Selbstmörder oder meine drei im Krieg gefallenen Onkels, die ich nie kennengelernt habe. Nein, nein, die Lebenden sollen doch nicht von den Toten auferstehn, sagte ich mir, denn bei den Toten bin ich gerne, sie tun mir nichts, und sind auch Menschen. Als ich einmal, am Abend, am Küchenfenster eines Bauernhauses vorbeiging und neugierig in den beleuchteten Raum hineinschaute, zog die Bäuerin mit einem Ruck den Vorhang zu. Zu meinem Vater sagte sie, daß sie mir ins Gesicht spucken werde, wenn ich ihr einmal begegnen sollte. Mein literarischer Rachezug war ein fürchterlicher, denn ich sorgte später in meinen Geschichten dafür, daß sie ihren versoffenen und bis zum Umfallen wattenden bäuerlichen Lebensgefährten Gottfried Lemmerhofer, der mich einmal auf der Dorfstraße gestellt und mich lautstark mit dem stählernen Kehrbesen seiner Zunge gefragt hatte: „Sepp! Wird denn dein nächstes Buch auch bei SuhrkEmp erscheinen?“. „Yes, Sir, Suhrkemp!“ antwortete ich dem Lemmerhofer, der es also vor lauter Watten im umnebelten Wirtshaus schon wieder nicht geschafft hatte, vor Mitternacht nach Hause zu kommen, dessen Frau ihn mit einer Kamellederpeitsche aus der verrauchten Gasthausbube holte, in den Jeep bugsierte und in

den Schweinestalle sperrte, und der so betrunken war, daß der ohnmächtig im Glitsch Liegende nicht einmal merkte, daß ihn die Schweine die Hoden abgefressen hatten. Am Morgen tauchte die Lebensgefährtin pünktlich zur Stallarbeit auf, entdeckte die blutige Beschörung, schaute sich das von den Schweinen herumgeschubste, mehrfach vom Bauch auf den Rücken gedrehte und gewendete Elendshäufchen lange an und spuckte ihm mit den Worten ins Gesicht: Pik Dame und Kreuz König! Eine Zeitlang später erzählte der geschädigte, erniedrigte und von den schmatzenden Schweinen entmannte Bauer meinem entsetzten Vater diese von mir nicht einmal erfundene Geschichte, wie komme ich auch dazu so unverschämte eine Geschichte zu erfinden.

Ich mache jetzt zwischendurch einen größeren Zeitsprung, ich hatte den Bauernhof längst wieder verlassen, die Rückkehr des verlorenen Sohnes war unter dem Titel „Der Leibeigene“ auch längst veröffentlicht und bei SuhrkEmp erschienen, da griff der Vater eines Abends zum Telefonhörer und sagte zu mir: „Sepp! Was bist denn du für ein Schwein! Was bist du denn für eine Sau! Du hast geschrieben, daß dem Lemmerhofer die Fokn die Hoden abgefressen haben. Das stimmt doch alles nicht! Warum schreibst du denn so ein Zeug! Ich sag dir eines, wenn ich einmal nicht mehr bin, dann möchte ich nicht, daß du zu meinem Begräbnis kommst!“ Dann warf er den Telefonhörer auf die Gabel. Am nächsten Morgen rief die Schwester in Klagenfurt an und sagte zu mir: „Ich soll dir vom Vater ausrichten, daß er das alles nicht so gemeint hat!“

Und als ich dann wieder einmal - ich kehre also wieder zurück in die Anfangszeit meiner Rückkehr ins Dorf - also im Jahre 1983 vom Friedhof, meinem einzigen Zufluchtsort im Dorf kommend, im Schneetreiben über die Dorfstraße nach Hause ging und in die Küche eintrat, lag der Vater nach der Stallarbeit auf dem Diwan und schaute in den Fernseher hinein. Er hatte soeben erfahren, daß ein Natogeneral wegen angeblicher Homosexualität vom deutschen Verteidigungsminister entlassen wurde und rief: „Geschnitten gehören die Schwulen, der Schwanz soll diesen Wixern abgeschnitten werden!“ An einem anderen Abend schaute ich in einer Illustrierten auf Hitlers Totenschädel. Der Alte grinste und sagte: „Der Adolf!“ Ich reizte ihn und antwortete: „Sechs Millionen Juden hat dieser Totenschädel auf dem Gewissen!“ „Er hätte doppelt so viele umbringen sollen! Mauthausen haben sie viel zu früh zugesperrt“, antwortete er. Wiederum ein andersmal schaute er mich lange an, schob seinen speckigen Hut nach hinten, runzelte die Stirn und sagte mit einem einerseits traurigen, andererseits doch etwas giftigen Blick: „Ich möchte nicht in deiner Haut stecken!“ Ja, dachte ich, am liebsten möchte ich in der Haut vom Aicholzerpoldl stecken, dem Knecht, der in diesen Tagen gestorben, der seine letzten Jahre im Altersheim in Spittal an der Drau verbracht hatte und der jahrzehntelang Kirchendiener in Kaming war, der morgens und abends den Glockenstrick zog und mit einem langstieligen Kruzifix im Laufe von mehreren Jahrzehnten die unzähligen Leichenzüge anführte, Leichenzüge mit weißen Kindersärgen, die Leichenzüge der Selbstmörder, der Greise und Greisinnen, die Leichenzüge der Verunglückten, ja, in seiner Haut, die bereits eingesargt war, möchte ich stecken, dachte ich damals. Mit einer blechernen Waschschüssel und heftig schnaufend, ging die kleine, gnomhafte und zahnlose Gestalt auf dem Bauernhof meines Onkels in die Schwarze Küche, um sich zu rasieren und seine Hände und Füße vom Stallkot zu befreien. Als Kinder warfen wir oft faule Zwetschken und Birnen nach ihm, versteckten seine Mistgabel oder sperrten ihn in den Saustall, wenn er ein Glitsch säuberte. Nicht selten lief er schreiend mit einer kotbehangenen Mistgabel hinter uns her und rief: „Paßt nur auf, ihr Schweine!“ Aber am

nächsten Tag, in der Kirche lebten wir friedlich mit ihm zusammen, er machte seine Arbeit als zweiter Messdiener, wir als kleine, diabolische Ministranten in unseren weiß-roten Messgewändern. Und als der Aichholzerpoldl dann begraben wurde in Spittal an der Drau, war zu hören, daß aus jedem Haus im Dorf, aus wirklich jedem Haus zumindest einer beim Begräbnis war, denn wir im Dorf sind anständige Leut. Mein Vater ging zu seinem Begräbnis, ich hatte nicht den Mut zwischen den Bauern meines Heimatdorfes vor dem offenen Grab des Knechtes zu stehen, ich blieb zu Hause hocken, ich wartete auf den Vater in der Hoffnung, daß er mir ein paar Beobachtungen mitteilt, vielleicht auch ein paar Geschichten erzählt. Nach der Hofübergabe an den ältesten Sohn, der bereits als Jugendlicher, mehrere Kilometer von seinem Elternhaus entfernt, auf einem Bauernhof die Raudi Miklau geheiratet hatte - ihr Vater hat sich ja aufgehängt, ihr Bruder hat sich beim Zündeln im Gefängnis an den Rauchgasen vergiftet, es war kein Mann mehr im Haus -, hatte ich oft das Gefühl, daß mir der Vater, wenn schon kein Grundstück, aber doch Geschichten mitgeben wollte, er immer wieder, wenn wir alleine waren auf dem Feld oder im Wald und besonders auch, wenn er zwischen den Kühen auf seinem Melkerthron saß aus seiner Kindheit und Jugend, aus seiner bäuerlichen Vergangenheit und vom Krieg erzählte, aber die vollkommen verschwiegene und stummgemachte Mutter, die Angst hatte vor einem neuen Roman über mein Vater- und Mutterhaus und über das aufgebrachte Dorf, öffnete einmal, als ich an der schwarzen, keilförmigen, elektronischen Schreibmaschine saß, die Tür zu meiner Schlaf- und Schreibkammer, blieb an der Schwelle stehen und sagte in einem gespreizt herrschaftlichen, aber gleichzeitig lächerlichen Ton: „Du hast über uns schon genug geschrieben, du brauchst über uns nichts mehr zu schreiben!“ Sie drehte sich an der Türschwelle um und ging langsam über die abgewetzte sechzehnstufige Stiege hinunter. Ich stand vom Schreibtisch auf, schloß die Tür und das Typenrad meiner elektronischen Schreibmaschine drehte sich weiter, vor und zurück und hackte die Buchstaben aufs Papier mit dem Wasserzeichen.

Wiederum ein paar Jahre später - in dieser Zeit pendelte ich schon zwischen Rom und meinem Heimatdorf hin und her - drückte ich meinem Vater das Buch von der Rückkehr des verlorenen Sohnes in die Hand, das unter dem Romantitel „Der Leibeigene“ erschienen war, einen Titel, den ich für diese Geschichte gewählt habe, nachdem mir ein Gedicht des Barockdichters Jakob Ayrer in die Hände gefallen war: „Drumb thus als auff das best beschreiben! So wöll wir es noch heut bezeugen. / Ich bin doch des todes leibeigen / Und es kann anders werden nicht.“ Der Vater drehte und wendete mit seinen abgearbeiteten, krallenartigen Händen das noch in Plastik eingeschweißte Buch und suchte eine Stelle, an der er die Folie aufreißen könnte, aber ich nahm es ihm zaghaft aus der Hand, denn ich hatte Angst, daß er es aufblättern würde und mit Schrecken und Entsetzen die gemeinsamen in der jüngsten Zeit erlebten Geschichten und meine gottlosen und gemeinen Fantasien nachlesen und mich noch einmal ausstoßen würde. Nachdem ich ihm das Buch aus der Hand genommen hatte, fragte er mich nie wieder danach, obwohl er dann und wann von den Nachbarn auf die Rückkehr des verlorenen Sohnes angesprochen wurde und man versucht hatte, besonders auch der römisch-katholische im Stall seines Vaters von Schweinen Entmannte und bei jeder Kirchenlitanei laut Mitbetende: Christe, erhöre uns! Daß wir durch Reinigkeit der Sitten dir wohlgefallen! Herr, erbarme dich unser! daß also auch dieser Entmannte mit der aufgenähten Unterlippe - er kam betrunken vom Watten und fuhr in einen Baum - versucht hatte meinen Vater zu ermuntern, daß er mich doch von Haus und Hof jagen möge, mit den Worten: „Was hast du nur für einen Sohn! Ha! Was ist denn das für ein Mensch! Ha!“ Mit Inbrunst rufe ich zu dir, mein neugeborener Heiland, und

bitte dich, mein Herz von allen Sünden zu reinigen, damit ich es dir zu einer wohlgefälligen Wohnung anbieten könne. O komm, mein geliebter Jesus, in mein Herz, damit ich dich bei mir habe und von dir lerne, fromm und heilig zu werden. O, du Lamm Gottes, welches du hinweg nimmst die Sünden der Welt, verschone uns, o Herr! Durch deinen Schmerz bei der Beschneidung Jesu! Durch deine schmachvolle Entblößung und Anbindung an die Geißelsäule! Durch die Verspeißung deines gebenedeiten Angesichts! Durch die blutigen Fußstapfen, welche du auf deinem Kreuzwege hinterlassen hast! Durch deinen Schmerz bei seinem Tode und der Durchstechung seiner Seite! Herr, erbarme dich unser! Christe, erbarme dich unser! Beten ist ganz gewöhnlicher Wahnsinn! sagt Tolstoi. Schreiben ist ganz gewöhnlicher Wahnsinn. Du brauchst ja nur statt roter Tinte, Menschenblut in die Füllfeder zu füllen und zu schreiben: Jesus Faktor Negativ. Ich bin doch des Todes leibeigen und arbeite, habe ich einmal geschrieben, an einer Sprachmaschine, die den Tod in alle Einzelteile meiner Knochen zerlegen wird. Schreibt ja nicht, Deine Brüder und Schwestern, Deine Tanten, Onkels und Tanten auf die schwarzen Schleifen meiner Totenkränze - Ich hasse Euch, meine Lieben! - schreibt Sätze aus meinen Büchern auf die Schleifen meiner Totenkränze, Sätze, die ihr am allermeisten haßt.